

Markus Seidl

Vom Sinn nutzloser Arbeit

Über die Legitimation von Wissenschaft und Kunst

In: *Lichtungen* 125 (2011) 127–135.

Kontextualisierung

Die Überschrift dieses Essays wird, nachdem sie Wissenschaft und Kunst im Zusammenhang mit *nutzloser* Arbeit nennt, im Allgemeinen sowohl Widerspruch als auch Zustimmung provozieren können. Einleitend soll daher versucht werden, den begrifflichen Hintergrund zum rechten Verständnis des vorliegenden Textes darzulegen, vor allem sollen aber auch gesellschaftspolitisch bestimmende Haltungen aufgezeigt werden, welche die beiden mit der Überschrift verbundenen Reaktionen – Widerspruch bzw. Zustimmung – psychologisch verständlich machen.

Mit der Zunahme gesellschaftlicher Probleme, die aus dem dogmatischen Wirtschafts-rationalismus bzw. -irrationalismus der Gegenwart folgen,¹ werden im politischen als auch medialen Diskurs viele Aspekte menschlichen Lebens bzw. deren äußere Gestaltungsprinzipien verstärkt hinsichtlich *Sinnhaftigkeit* und *Nützlichkeit* hinterfragt. Dazu gehören sowohl Bereiche, die den Menschen als Individuum betreffen (etwa die Möglichkeiten, selbstbestimmt zu handeln), als auch solche, die auf verschiedenen Ebenen das gesellschaftliche Zusammenleben im weitesten Sinne – meistens mithilfe von Gesetzen – vorzugeben, zu regeln und zu stabilisieren suchen. Darin wird sichtbar, dass zur Lösung wirtschaftlicher und damit in engem Zusammenhang stehend sozialer Probleme etwa vom Schul- und Gesundheitswesen eine Anpassung an die wirtschaftlich determinierten Notwendigkeiten gefordert wird, anstatt eine Lösung der Probleme dort anzudenken, wo sie entstanden sind, nämlich in den systemischen Strukturen des Wirtschaftens.² Das genannte Hinterfragen

¹ Eine Untersuchung gesellschaftlicher Bereiche wie Wirtschaft, Politik, Religion usw. hinsichtlich ihrer jeweiligen Eigengesetzlichkeiten sowie ihrer Überlagerung mit jenen von Nachbarbereichen stellt u. a. das Werk des deutschen Soziologen Max Webers (1864–1920) dar. Bei der Überlagerung von Eigengesetzlichkeiten verschiedener Bereiche können die Gesetzlichkeiten eines Bereichs nach Maßgabe jener eines anderen Bereichs umgeformt werden. Beispielsweise können wirtschaftliche Belange in einer Gesellschaft so dominant werden, dass sie ethische, religiöse und andere Belange gemäß ihrer behaupteten „höheren Ratio“ unterdrücken, also einen dogmatischen Wirtschafts-rationalismus als selbstverständlich fordern. Ein solches Vorgehen ist nach Max Weber z. B. einem entwickelten Kapitalismus wesenseigen.

² Dieser empirische Befund entspricht genau dem, was in Fußnote 1 als Unterdrückung von Eigengesetzlichkeiten gesellschaftlicher Bereiche durch Gesetzlichkeiten von Nachbarbereichen artikuliert wurde. Ob

bedeutet allerdings kein philosophisches Reflektieren, sondern bloß eine Forderung an die zur Problemlösung angedachten Lebensbereiche: von ihnen wird erwartet, dass sie ihre (bisher zumeist gesetzlich verankerten) Aufgaben als sinnvoll bzw. den Anforderungen des Wirtschaftssystems entsprechend rechtfertigen. Zwischen Sinnhaftigkeit und Nützlichkeit wird dabei im Allgemeinen nicht unterschieden, als sinnvoll gilt ausschließlich das Nützliche. Versuchen die Leiter und Leiterinnen von Schulen, Universitäten, Museen, Theatern, Verwaltungsbehörden und andere diesem Rechtfertigungszwang zu entsprechen, so ist ihnen a priori nur dann Erfolg gesichert, wenn sie dem Nützlichkeitsverständnis des Wirtschaftssystems genügen.³ Versuchen sie, ihre Arbeit auf der Basis von umfassenden, nicht nur nach wirtschaftlichen Interessen orientierten Lebensentwürfen zu legitimieren und dementsprechend auf außerhalb des Wirtschaftssystems verortbare Leistungen zu verweisen, stoßen sie auf Widerstand.

Am Anfang des ersten Teils dieses Essays sollen die dafür verantwortlichen Strukturen verdeutlicht und die Notwendigkeit ihrer Unterbrechung⁴ aufgezeigt werden. Mögliche Vorgehensweisen zur Realisation einer solchen Unterbrechung werden zum zweiten Teil überleiten, in welchem dem *Sinnanspruch wissenschaftlicher Forschung* und der *Bedeutung von Kultur* nachgespürt wird. Dabei soll untersucht werden, ob Wissenschaft, Kunst und andere kulturelle Betätigungsfelder menschlichem Sein Lebenssinn aufzeigen und inwiefern sie auch Menschen mit „gewöhnlichem“ Lebensvollzug fruchtbar werden können. Fällt diese Untersuchung positiv aus, erfährt wissenschaftliche und kulturelle Arbeit jenseits wirtschaftlicher Nutzbarkeit Legitimation. Es sollte dann möglich sein, als Antwort auf die verlangte Rechtfertigung auf diese Leistungen zu verweisen, statt alleine auf wirtschaftliche Relevanz angewiesen zu sein. Der oben genannte Widerstand müsste dann als rational widersinnig begriffen werden.

Beschreibung der zu unterbrechenden Strukturen

Aus ökonomischer Sicht tragen Kunst, Wissenschaft und Bildung eher wenig zum *Wachstum* der Wirtschaftsleistung bei, vielmehr muss ihr Fortbestand in vielen Fällen vom Staat und also der Gesellschaft durch Subventionen oder überhaupt durch vollständige Finanzierung gesichert werden. Die zunehmend nach den *Wertmaßstäben* des aktuellen Wirtschafts-

die Wirtschaft die Legitimation hat, ihre Struktur (und damit ihre Gesetze) anderen Bereichen aufzuerlegen, wird im vorliegenden Aufsatz zwar nur indirekt, aber dennoch deutlich beantwortet.

³ Freilich wäre es interessant, das Nützlichkeitsverständnis des gegenwärtigen Wirtschaftssystems selbst zu hinterfragen, indem darüber reflektiert wird, was Ökonomie leisten soll und kann. Da der vorliegende Text aber jene Aspekte kultureller Güter herauszustellen sucht, die – unabhängig vom zur Definition des „Nützlichen“ gewählten Referenzrahmen – nicht verwertet werden können, wird in diesem Zusammenhang von einer Reflexion der Konstitution des Wirtschaftssystems abgesehen.

⁴ Im vorliegenden Aufsatz meint der Begriff *Unterbrechung* ein Innehalten zugunsten kritischen Reflektierens sowie das Eröffnen von Möglichkeiten zu strukturellen Veränderungen.

systems erfolgende Prägung des ontologischen Weltbildes führt dazu, dass oftmals nur solchen Formen von Arbeit *Wert* und *Rechtfertigung* zugesprochen wird, die zu einer Erhöhung der Maßzahlen der die Wirtschaftsleistung charakterisierenden Bewertungsgrößen führen. Konsequenterweise finden sich deshalb sämtliche Arbeitsbereiche, die der Bewahrung und Hervorbringung kultureller Güter sowie der Vermittlung tradierten Wissens dienen, in einer prekären Situation wieder: Von ihnen wird verlangt, dass sie ihrem Geldgeber – d. h. dem Staat, staatlich getragenen Organisationen, Sponsoren aus der Privatwirtschaft oder (seltener) privaten Mäzenen – Rechenschaft für die erhaltenen oder erst beantragten Finanzmittel ablegen. Es ist die Umstrukturierung der Verwaltung in sämtlichen staatlichen Institutionen nach in privatwirtschaftlichen Unternehmen etablierten Schemata, die nunmehr auch bei Förderung durch die Öffentlichkeit unter anderem die Forderung nach einem Rechenschaftsnachweis zur Folge hat. Worauf können kulturelle Einrichtungen verweisen, um diesen an sie gestellten Rechtfertigungsforderungen zu genügen? Dem aktuellen politischen Primat wirtschaftlicher Kenngrößen im Spektrum möglicher Bewertungskriterien zufolge werden die Vorsitzenden der von ihnen vertretenen Einrichtung versuchen, einen direkten oder indirekten Nutzen der hervorgebrachten Leistungen für die Wirtschaft nachzuweisen.

Im Fall von Institutionen, die mitunter einer Berufsausbildung, zumindest aber einer Berufsvorbildung dienen, ist die wirtschaftliche Notwendigkeit ihrer Existenz offensichtlich – Unternehmen sind auf nach ihren Anforderungen ausgebildete Arbeitskräfte angewiesen. Da aber viele Bildungseinrichtungen über Aspekte der Ausbildung hinaus versuchen, auch den Auftrag zu allgemeiner Bildung wahrzunehmen, sind Schulen, Gymnasien und Universitäten durch die Ausbildungsleistung noch nicht vollständig entlastet. Sie müssen auch begründen, weshalb an (zunächst gesetzlich geforderten) Leistungen, die Bildung ermöglichen, festgehalten werden soll. Eine einfache Alternative besteht darin, dass sie Gesetzesreformen, die eine Kürzung des Bildungsanteils vorsehen, widerstandslos oder fördernd begegnen, und sich damit der gegenwärtig gegebenen politischen Situation anpassen.

Diese Option steht jenen Institutionen, die fast ausschließlich mit wirtschaftlich nicht nutzbarer Bildung zu tun haben, zur Erhaltung ihrer Existenz freilich nicht offen; sie müssen einen indirekten Nutzen für die Volkswirtschaft nachzuweisen versuchen. Davon betroffen sind vor allem Museen, Theater und Oper, literarische und musikalische Einrichtungen sowie sämtliche Institutionen, die einen Ort für Reflexion und intellektuelle Diskurse bereitstellen. Es verwundert daher nicht, wenn diese jedenfalls auf ihre touristische und bevölkerungspolitische Bedeutung hinweisen. Diese würde darin bestehen, dass sie zur Attraktivität der Stadt oder Ortschaft bezüglich Besucherinnen und Besucher als auch an einem Zuzug Interessierter beitragen.

Der *eigentliche Sinn kultureller Einrichtungen* findet in diesen Argumentations- bzw. Rechtfertigungsformen freilich keinen Ausdruck, er könnte es auch gar nicht, weil er in den Be-

griffen des vorherrschenden Wirtschaftdenkens überhaupt nicht artikulierbar ist. Durch die Bereitschaft, sich dem Rechtfertigungsdiktat zu beugen und den Nachweis wirtschaftlichen Nutzens zu erbringen, geben die betroffenen Institutionen den politisch bestimmenden Kräften unmittelbar Anlass, ihre Forderung für legitim zu halten. Dadurch wird aber nicht nur das Denken der politisch Verantwortlichen ohne wirksame äußere Kritik akzeptiert, auch die Haltung des den Bildungs- und Kultureinrichtungen vorstehenden Leitpersonals wird sich (unbewusst) den wirtschaftlichen Denkkategorien anpassen. Um diesen Kreis zu unterbrechen wäre vermehrt Widerstand zu leisten. Dabei kann es freilich nicht um die bloße Weigerung, bestimmten wirtschaftlich geprägten Forderungen zu genügen, gehen, zunächst wird nämlich jeder im äußeren Handeln zum Ausdruck kommende Widerstand auf entgegengesetzten Widerstand stoßen. Es müsste daher zuerst versucht werden, den nicht-quantifizierbaren Wert von künstlerischen, wissenschaftlichen und bildenden Ausdrucksformen, d. h. den diesen kulturellen Gütern *immanenten Wert*, aufzuzeigen bzw. verständlich zu machen. (Um diesen *an sich* gegebenen Wert sprachlich klar vom ökonomischen Bewerten und jeder Art von Nützlichkeitsdenken abzugrenzen, wird er im weiteren Textverlauf kurz als *Sinn* angesprochen. Dadurch wird vom Begriff her spürbar, dass kulturelle Einrichtungen Träger von Inhalten sind, die zu einem erfüllten Leben beitragen – jedenfalls gesamt-gesellschaftlich betrachtet, oftmals aber auch das Leben konkreter Menschen betreffend.)

Der vorliegende Text will hierzu einen Beitrag leisten, indem er anhand der Beispiele wissenschaftlicher Forschung und künstlerischer Betätigung den Sinn kultureller Arbeit deutlich zu machen sucht. Zunächst soll in einem Exkurs der Hintergrund bereitet werden, vor dem im nächsten Abschnitt der Sinnanspruch und die Funktionalität wissenschaftlicher Forschung zu untersuchen möglich wird.

Exkurs: Allgemeines über wissenschaftliches Tätigsein

Im Folgenden werden einige Vollzüge abseits eigentlich fachwissenschaftlicher Arbeit aufgezeigt, die einerseits für das Verstehen des Wesens von Forschungserkenntnissen und andererseits für den wissenschaftlich tätigen Menschen maßgebend sind.

Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler stehen in ihrem Arbeitsalltag dem für ihr Fach spezifischen Forschungsgegenstand als *menschliches Selbst* gegenüber. Dies hat zweierlei zur Folge ...

Zunächst lässt sich daraus unmittelbar ableiten, dass keine wissenschaftliche Erkenntnis den epistemologischen Anspruch erheben kann, vom Menschsein unabhängig Wahrgenommenes einzusehen. Daraus folgt, dass zum Beispiel auch die experimentelle Daten so gut reproduzierenden, voraussagenden oder zumindest beschreibenden Gesetze der Naturwissenschaften nicht als Gesetze einer ohne Menschen existierenden Natur ausgewiesen werden können. Deutlicher zum Vorschein kommt dieses Moment in jenen Wissenschaf-

ten, in denen es notwendigerweise, d. h. explizit in die jeweilige Wissenschaft konstituierenden Methoden Eingang finden muss, nämlich den Gesellschafts-, Kultur- und Geschichtswissenschaften,⁵ der Philosophie sowie – am stärksten ausgeprägt – der Theologie. In diesen Disziplinen ist *eigentliche Objektivität* unmöglich. Diese Feststellung darf allerdings nicht als Degradierung dieser Wissenschaften verstanden werden; vielmehr ist anzuerkennen, dass sie gegenüber den natur- und formalwissenschaftlichen Fächern, die ihrer Methodik ein Objektivierungsideal zugrunde legen können, eine *sich selbst reflektierende* Methodik praktizieren müssen, die kognitiv eine komplexere Herangehensweise darstellt, als es die im wesentlichen *definitiv gesetzte* Methodik⁶ der Naturwissenschaften tut. Sich selbst reflektierenden Methoden ist eigen, dass ihr Erkenntnisfindungsprozess auf einem unmittelbaren Verhältnis zwischen subjektivem Wissenschaftler und nur subjektiv verstehbarem Gegenstand beruht. Das mit der Forschung fokussierte sachliche Faktum kann daher nur negativ bestimmt werden; sofern es überhaupt eine eigentliche Gestalt hat, ist sie unzugänglich. Im Gegensatz dazu ist bei definitiv gesetzten Methoden eine positive Bestimmung des Forschungsgegenstands möglich. Damit ist freilich nicht gemeint, dass es sich um eine absolute Bestimmung der hier fokussierten Fakten handelte und diese als (einholbare) Entitäten gesichert wären. Der Forschungsgegenstand kann aber als *Objekt* begriffen werden, wodurch eine objektive Interpretation möglich ist, die prinzipiell als vom interpretierenden Subjekt, d. h. dem konkreten Wissenschaftler, unabhängig angenommen werden darf. Es ist daher nicht richtig, Objektivität in jedem Fall als Kriterium für Wissenschaftlichkeit einzuführen; treffender (wenn auch nicht hinreichend) ist vielmehr die Erfüllung der Forderung, dass das persönliche Wollen des forschenden Subjekts den Erkenntnisfindungsprozess nicht beeinflusst.⁷ (Ungeachtet dessen, dass der Forschungsgegenstand der Geistes- und Kulturwissenschaften in seiner eigentlichen Dimension nur in seinem Wechselwirken mit der zur Interpretation herangezogenen, für das genannte Wechselwirken offenen Methode verstanden werden kann und dies den Wissenschaftlerinnen

⁵ Beispielhaft kann für die Soziologie nochmals Max Weber herangezogen werden. In seiner Methodenlehre legt er dar, dass Soziologie versuchen muss, menschliches Handeln im sozialen Kontext zu *verstehen*, d. h. nicht bloß zu beobachten. Geisteswissenschaften haben im Gegensatz zu den Naturwissenschaften über das Beobachtbare hinaus nach der Deutung eines *subjektiv gemeinten Sinns* im Beobachteten zu fragen. Dem hinzu kommt noch die Notwendigkeit der Reflexion über zu verwendende *Idealbegriffe*, die Kennzeichnung der Abweichung von ihnen usw.

⁶ Mit *definitiv gesetzte* ist gemeint, dass bestimmte Grundannahmen (der mit diesem Attribut charakterisierten Methodik) möglichst eindeutig definiert sind. Auch wenn deren *idealer Charakter* im Rahmen von Interpretationsprozessen bewusst reflektiert werden kann, ist dessen unmittelbare Berücksichtigung nicht möglich.

⁷ Auch der Begriff *Sachlichkeit* eignet sich aufgrund seiner inhaltlichen Nähe zum Objektivitätsbegriff nur in wenigen Wissenschaften als Kriterium für Wissenschaftlichkeit. Jacob Kremer hat darauf hingewiesen, dass die Rede von *Tatsachen* in geschichtsbezogenen Wissenschaften verrät, dass selbst an „durch den freien Willen des Menschen bedingte ‚Taten‘ der Maßstab von vorhandenen, messbaren ‚Sachen‘ angelegt wird“ und dass sie erkennbar „im Banne des neuzeitlichen, naturwissenschaftlichen Denkens steht“ (siehe Jacob Kremer: *Die Bibel lesen – aber wie?* Verlag Katholisches Bibelwerk GmbH, Stuttgart 2003, S. 32).

und Wissenschaftlern jener Disziplinen selbstverständlich sein müsste, fand in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts eine Umorientierung in Richtung definitorisch gesetzter Methoden statt, wie sie in den Naturwissenschaften üblich sind – beispielsweise in der Soziologie durch die zunehmende Ablöse der historisch-kritischen Methode durch Analysen auf der Basis statistisch-mathematischer Empirie. In den vergangenen Jahren ist allerdings wieder eine Auflockerung dieses quantifizierenden Ansatzes und zunehmende Akzeptanz qualitativer Forschung zu bemerken.)

Neben dieser erkenntnistheoretischen Relevanz des Selbst-Seins des Wissenschaftlers ist – gewissermaßen umgekehrt – die wissenschaftliche Tätigkeit ihrerseits für den sie ausübenden Menschen von Bedeutung. Worin diese besteht, soll im Folgenden von einem allgemeinen Standpunkt aus entwickelt werden. Das *Bewusstsein* darüber, ein Selbst zu sein, hat freilich (im physiologischen Sinn und darüber hinausgehend verstandene) „angeborene“ Voraussetzungen, doch um sich umfassend entfalten, d. h. herausstellen zu können, ist es auf vielfältige Wechselwirkungen mit der Umwelt angewiesen. Die *Konstitution des Ichs*, oder anders ausgedrückt, das *Werden eines Selbst*, ist fundamental angewiesen auf das Außen: wir können nur dann ein Selbst-Bewusstsein entwickeln, wenn wir uns durch die Begegnung mit einem Du (d. h. einem anderen Selbst) abgrenzen können. Man kann durchaus sagen, dass damit das Ich von diesem und jenem konkreten begegnenden Du in der Formung beeinflusst wird, wobei nicht näher ausgeführt werden braucht, dass der gemeinte Einfluss nicht deterministisch und in keiner Weise analytisch fassbar ist. Den dabei voneinander unterscheidbaren Momenten des *In-die-Welt-Gestelltseins* und *Sich-in-die-Welt-Stellens* kann entnommen werden, dass nicht nur unmittelbare persönliche Begegnungen in diesem Selbst-Bildungsprozess eine Rolle spielen, sondern dass sich das Ich herausstellt durch ein in den Weltzusammenhang eingebettetes und von anderen Menschen wahrgenommenes und Entgegnung findendes Tätigsein. Es sind also vielfältige Bewegungen, die zum persönlichen Wachsen und (freilich nie abgeschlossenen) Finden einer Identität beitragen.

Vor diesem Hintergrund ist leicht einzusehen, dass die Arbeitstätigkeit über die materielle Absicherung der Existenz hinaus einen bedeutenden Einfluss auf uns Menschen hat, wenn dieser auch oft nicht bewusst wahrgenommen werden kann. Die seit einigen Jahrzehnten auch im Forschungsbereich verstärkt beobachtbare Verschiebung des Arbeitsverständnisses hin zu dem, was im Ausdruck *Job* sprachlichen Niederschlag findet, lässt für immer mehr Menschen das Herausfallen der Arbeitstätigkeit aus dem oben beschriebenen Bildungsprozess annehmen. Die daraus resultierenden möglichen Konsequenzen und ihre Problematik können an dieser Stelle nicht untersucht und diskutiert werden; im hier behandelten Kontext wissenschaftlicher Forschung kann jedenfalls davon ausgegangen werden, dass in vielen Fällen die Arbeit, wenn schon nicht immer als Berufung, so doch als relevanter innerer Bestandteil des Lebensvollzugs erlebt wird. Auf diese Weise trägt die wissenschaftliche Tätigkeit zur Identitätsbildung des sie ausübenden Menschen bei; beispielsweise prägt die jeweilige wissenschaftliche Methodik – die definiert werden kann

durch Beschreibung der Art und Weise, auf die einzelne Erscheinungen des transzendent verankerten Seienden festgelegt und analysiert werden – den rationalen Umgang mit Fragestellungen auch in den anderen Lebensbereichen des Wissenschaftlers. Wenig überraschend ist, dass es aufgrund dieses Verhältnisses bei Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern leicht zu *existentiellen Widersprüchen* zwischen Denken und Handeln kommen kann: Auch das intellektuelle Reflektieren eines Lebensmoments – zum Beispiel im Versuch, die Beziehung zu einem anderen Menschen zu ergründen und zu verstehen – wird von der disziplinspezifischen Rationalität des Wissenschaftlers geleitet sein und zwar umso ausgeprägter, je weniger sich der betreffende Wissenschaftler mit den *philosophischen Grundlagen* seiner Wissenschaft auseinandergesetzt hat. (In der Regel macht erst die Beschäftigung mit erkenntnistheoretischen bzw. wissenschaftsphilosophischen Problemen oder das Durchkreuzen einer bestimmten wissenschaftlichen Methodik durch jene einer anderen Wissenschaft die Grenzen einer bestimmten Denkweise bewusst.) Da einzelne, wissenschaftsspezifisch geprägte Denkweisen aber nicht in der Lage sind, *Seinsmomente* in ihrer eigentlichen (d. h. nicht reduzierten) Dimension nachvollziehen zu können, wird das Handeln eines Wissenschaftlers trotzdem überwiegend durch unbewusstes Wissen und also Intuition bestimmt sein. Existentielle Widersprüche liegen also schließlich dann vor, wenn der Wissenschaftler sein konkretes menschliches Handeln – quasi zwangsweise – überwiegend in Termini seiner wissenschaftlichen Disziplin analysiert und zu erklären sucht.

Nachdem nun einige philosophische und psychologische Wechselwirkungen zwischen wissenschaftlicher Forschung und der als Wissenschaftlerin/dem als Wissenschaftler tätigen Menschen aufgezeigt wurden, können die verschiedenen Bedeutungsebenen von Forschungsarbeit sowohl für die Gesellschaft an sich als auch für jene Menschen, die sie ausüben, diskutiert werden.

Sinnanspruch und Funktionalität wissenschaftlicher Forschung bzw. Arbeit

Der *Sinn* wissenschaftlicher Forschung besteht nicht alleine in deren ökonomischen und sozioökonomischen Funktionalitäten. Trotzdem werden, wie bereits im einleitenden Abschnitt kritisch angedeutet, in politischen und medialen Diskursen zur Forschungsarbeit Sinnhaftigkeit und (wirtschaftliche) Nützlichkeit meistens synonym verwendet. Es wird – fast immer unbewusst und unreflektiert – ausschließlich das Nützliche als sinnvoll angesehen. Tatsächlich handelt es sich bei den genannten Begriffen aber keineswegs um Synonyme, sondern um Ausdrücke, die auf unterschiedlichen Bedeutungsebenen zu lokalisieren sind und die sich dementsprechend auf Aspekte beziehen, die in ihrer existentiellen Dimension von einander verschieden sind.

Im Allgemeinen unterscheiden sich die Einzelwissenschaften entsprechend den ausdifferenzierten Methoden auch in ihren *funktionalen Wirksamkeiten*. Eine Wissenschaft kann nur in solchen Lebensbereichen Funktionalitäten zeigen, deren theoretische Konstruktion

Modelle zulässt, die mit dem Reduktionsprinzip dieser Wissenschaft⁸ zusammenfallen. Anders gesagt: eine Wissenschaft kann nur dann in einem bestimmten Lebensbereich Funktionalitäten aufweisen, wenn zumindest ein bestimmter Aspekt dieses Lebensbereiches der Methode dieser Wissenschaft entsprechend sinnvoll reduziert werden kann. Zunächst macht diese Vorbemerkung deutlich, dass sich Funktionalitäten immer nur auf einen *spezifisch reduzierten Lebensbereich* beziehen, d. h. auf eine Bedeutungsebene von vielen. Außerdem folgt daraus, dass eine Funktionalität niemals *an sich* funktional ist und damit eine Entität darstellt, sondern dass sie immer nur relativ zur theoretischen Konstruktion (d. h. dem reduzierten System) existiert. Das bedeutet aber auch, dass einzelne Funktionalitäten in einem bestimmten Lebensbereich nie alleinige (absolute) Entscheidungskriterien sein können. Diese Einsichten entsprechen den Ergebnissen der kurzen Analyse wissenschaftlichen Tätigseins im vorigen Abschnitt und machen deutlich, dass die Funktionalität wissenschaftlicher Arbeit selbst nicht ausschließlich in einer ökonomischen Verwertung von Forschungsergebnissen liegen kann. Zum Beispiel zeigen die Ausführungen zum Selbst-Bildungsprozess weiter oben psychosoziale Funktionalitäten auf, die nicht nur für den individuellen Menschen, sondern gesamtgesellschaftlich wirksam sind.

Ausüben von Wissenschaft weist immer diese *doppelte Gerichtetheit* – zum Individuellen als auch zur Gesellschaft hin – auf. Sie spiegelt sich auch in der Rede von wissenschaftlicher *Forschung* einerseits und wissenschaftlicher *Arbeit* andererseits wider. Der Ausdruck „Forschung“ zielt tendenziell auf die gesellschaftliche Relevanz wissenschaftlicher Erkenntnisse ab, während die Bezeichnung „Arbeit“ eher einen bestimmten Teil der Bedeutung von Forschung jenseits ihrer Ergebnisse meint. Durch diese Differenzierung werden zwei unterschiedliche Aspekte des Ausübens von Wissenschaft sichtbar – resultierende Ergebnisse als passives und der Vollzug wissenschaftlicher Tätigkeit selbst als aktives Gut. Während wissenschaftliche Resultate (wenn auch mit dazwischenliegenden Hindernissen) mittelbar

⁸ Allen wissenschaftlichen Methoden liegt zunächst der Versuch zugrunde, auf der Basis wissenschaftsspezifischer Voraussetzungen einzelne Erscheinungen (auf welcher Erfahrungsebene auch immer) als solche festzumachen und diese aus ihrem komplexen Umfeld herauszulösen, um sie mithilfe möglichst einfacher Modellvorstellungen beschreiben zu können. Das hierbei vollzogene (wissenschaftsspezifische) „Vereinfachen“ wird in der Wissenschaftsphilosophie *Reduzieren* genannt und ist notwendig, weil unser rationales Denken nur einen sehr begrenzten Bereich überschauen kann; die Beschaffenheit und endliche Mächtigkeit von wissenschaftlichen Modellen spiegelt diese Grenzen im Wesentlichen wider. Da sich die einzelnen Wissenschaften in den Voraussetzungen, auf deren Basis das Vereinfachen vollzogen wird, unterscheiden, genügt jede Wissenschaft einem spezifischen Reduktionsprinzip. Aus den beschriebenen Zusammenhängen folgt unmittelbar, dass das wissenschaftliche Prinzip *Reduktion* nicht nur ein Vereinfachen bedeutet, sondern das vom Menschen (freilich nur in kontemplativer Annäherung) wahrnehmbare konkrete Eine unvermeidbar in voneinander verschiedene (und unterschiedlichen Wissenschaften als Untersuchungsgegenstand zuordenbare) Aspekte auf trennt.

Hermann Hesse hat diese Bewegung sehr anschaulich literarisch beschrieben: „Jede Wissenschaft ist, unter andrem, ein Ordnen, ein Vereinfachen, ein Verdaulichmachen des Unverdaulichen für den Geist.“ (siehe Hermann Hesse: *Das Glasperlenspiel*; 1943.)

der Gesellschaft zukommen, kann der jenseits von Funktionalitäten liegende Sinn, welcher im Tätigsein liegt, zunächst nur der konkreten Wissenschaftlerin/dem konkreten Wissenschaftler *in Erfahrung* gegenwärtig werden. Der eigentliche Gehalt dieses Sinns liegt in einer spezifischen Art des *Erkennens*, die über bloßes Verstehen hinaus geht. Voraussetzung dafür, dass sich die hier gemeinte Bewegung einstellen kann, ist eine über die wissenschaftliche Fachdisziplin hinausdenkende Haltung. Mit „denken“ ist hier nicht alleine ein rationaler oder gar analytischer Diskurs gemeint, sondern dessen Verbindung mit dem, was unbewusst aus der Existenz heraus mitgedacht werden kann und für die „Farbe“ *des Erlebens* ebenso maßgebend ist wie das sachliche Verstehen des wissenschaftlich untersuchten Gegenstandes. Diese zu eigentlichem Erkennen notwendige innere Haltung entfaltet sich in der Wissenschaftlerin/im Wissenschaftler allerdings nicht jedenfalls; sie benötigt das, was in der griechischen Mythologie durch die Musen verkörpert wird. Hier wird unmittelbar deutlich, dass sie durch den Wissenschaftsbetrieb – dessen zunehmend ökonomische Strukturierung bereits in dem eben verwendeten Ausdruck selbst Verortung findet – nicht gefördert, sondern unterdrückt wird. Im oben als über sachliches Verstehen hinausweisend charakterisierten Erkennen liegt nun aber eine Ahnung vom *Wesen* des Verstandenen, es beinhaltet implizit eine Erkenntnistheorie, die rational nicht erfasst werden kann. (Vielmehr wäre der Versuch anzudenken, von dieser existentiellen Schau aus eine Mystik des Erkennens zu entwickeln.) Das hier gemeinte Erkennen als unmittelbare, auch sinnliche Erfahrung bedeutet ein *aus der Zeit fallendes Moment*, das Gegenwart konstituiert. Auf diese Weise wird der nicht-funktionale Aspekt wissenschaftlicher Forschung deutlich, weil dieses aus wissenschaftlichem Verstehen erstandene Gegenwartsmoment keine Funktion haben kann. Funktionalitäten basieren nämlich stets auf zeitlichen Zusammenhängen oder der Bewertung von Unterschieden zu verschiedenen Zeitpunkten. Dies kann etwa an den funktionalen Kategorien *Nützlichkeit* und *Wertigkeit* veranschaulicht werden. Aussagen über den Nutzen oder Wert eines Gegenstandes, einer Erkenntnis oder irgendeines anderen Guts stellen eine in bestimmtem Kontext stehende Information dar, wobei Information nach Gregory Bateson als "irgendein Unterschied, der bei einem späteren Ereignis einen Unterschied macht", verstanden werden kann.⁹ Auch wenn die oben beschriebenen, eigentlichen Sinngehalt bildenden existentiellen Erfahrungen unteilbar sind (Erfahrungen können zwar auf verschiedene Weise Ausdruck finden und beschrieben, allerdings nicht willentlich auf andere übertragen werden), sind sie über den erlebenden Menschen hinaus auch für dessen Mitmenschen von Bedeutung. Diese soll im Folgenden am besonderen Beispiel der Philosophie darzustellen versucht werden.

Die Philosophie erfüllt in und mit ihrem kritischen Reflektieren wichtige gesellschaftliche und gesellschaftspolitische Funktionen, die im Wesentlichen in ihrer umfassenden Wirkung als Korrektiv wurzeln. Trotzdem darf darin nicht ihr einziger und auch nicht einfach hauptsächlicher Auftrag gesehen werden. Vielmehr ist es auch Aufgabe der Philoso-

⁹ Gregory Bateson: *Ökologie des Geistes*; Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1983, S. 488.

phie, einen *Lebensraum* zu bilden für diejenigen, die etwa der menschlichen Einsamkeit gegenwärtig werden. Solche existentiellen Erfahrungen können nur in der Philosophie (und Theologie) eine angemessen reflektierte Entgegnung und Mitteilung sowie Gemeinschaft finden, und damit dem ihnen ausgesetzten Menschen in seiner Entwicklung helfend zur Seite stehen. Selbstverständlich sind nicht alle Menschen unmittelbar darauf angewiesen, Erfahrungen auf sehr differenzierte und abstrakte Weise zu reflektieren. Dennoch ist es von hoher Wichtigkeit, das Potential dafür, die ihm entsprechende Kultur zu erhalten und weiterzugeben, sodass es im Individuellen denjenigen Menschen entgegenkommen kann, die darauf angewiesen sind, oder der Gesellschaft dann zur Seite zu stehen vermag, wenn es als innere Orientierungshilfe notwendig gebraucht wird.¹⁰ Ähnliches gilt für sämtliche Wissenschaften, sofern sie sich ihres philosophischen Hintergrunds und damit ihrer Relativität bewusst sind. Zusammenfassend soll an dieser Stelle festgehalten werden, dass die gerade nicht funktional zu legitimierende Bedeutung wissenschaftlicher Arbeit im Schaffen und Offenhalten eines (inneren) Lebensraums besteht, der sich unter bestimmten Voraussetzungen erschließen kann und auf den sowohl einzelne Menschen in ihrem persönlichen Lebensvollzug als auch die Gesellschaft, zumindest in umfassenderem Zeitkontext, angewiesen sind.

Die Zeitlichkeit der Kunst

Dieser sich gesellschaftlich erst in größerem Zeitkontext zeigende Sinn wissenschaftlicher bzw. bildender Tätigkeit entzieht sich genauso der Hektik unseres zunehmend von wirtschaftlichen Denkschemata geprägten Alltagslebens, wie das individuelle Sinnmoment wissenschaftlichen Tätigseins – wenn auch auf andere Weise. Sie durchbrechen die *linear verstandene Zeit* indirekt durch einen übergeordneten Zeitmaßstab bzw. direkt durch das Herausfallen aus der Zeit in Gegenwärtigkeit. Für das konkrete Leben ist dabei aufgrund seiner existentiellen Dimension allein das *aus der Zeit herausfallende Moment* unmittelbar erfahrbar. Sein Erleben im Rahmen wissenschaftlichen Arbeitens setzt nicht nur ein tiefes Verstehen der fachspezifischen Problemstellungen, Modelle bzw. Theorien sowie des experimentellen Handwerks bei der Wissenschaftlerin/dem Wissenschaftler voraus, sondern darüber hinaus auch eine geistig offene und reflektierende Haltung. Um beispielsweise der ästhetischen Dimension mathematischer Struktureroassung beim Beschreiben der geometrischen Gestalt von Molekülen oder Kristallen gewahr werden, um die Schönheit abstrakter Konzepte und ihres Zur-Deckung-Bringens mit materiellen Körpern schauen zu können,

¹⁰ Hermann Hesse hat dieses Moment – sich auf die Gelehrten der (utopischen) pädagogischen Provinz Kastalien beziehend – wie folgt ausformuliert: „Dass unsre oberste und heiligste Aufgabe darin besteht, dem Land und der Welt ihr geistiges Fundament zu erhalten, das sich auch als ein moralisches Element von höchster Wirksamkeit bewährt hat: nämlich den Sinn für die Wahrheit [...]“ (siehe Hermann Hesse: *Das Glasperlenspiel*; 1943.)

ist zunächst langes, oft mühsames Einarbeiten und Studieren der als Handwerkszeug benötigten wissenschaftlichen Grundlagen Voraussetzung. Das bloßes Verstehen übersteigende Erkennen aber, das zu staunendem Empfinden etwa des ästhetischen Moments führt, kann recht eigentlich nicht *gemacht* werden. Auch wenn durch das Bemühen um die im vorigen Abschnitt als notwendig herausgestellte innere Haltung gegebenenfalls günstige Voraussetzungen geschaffen werden können, kann das Erkenntnismoment doch nicht willentlich herbeigeführt werden.

Diese Verfasstheit ist den *Wissenschaften* und den *Künsten* gemein. Genauso wie die oben genannten Voraussetzungen erfüllt sein müssen, damit die in den Wissenschaften wurzelnde Welterkenntnis einem offenbar werden kann, ist der *in künstlerischen Werken liegende Erkenntnismoment* nicht voraussetzungslos zugänglich. Die Bedingungen für das Finden eines Zugangs zu einem bestimmten Kunstwerk sind jedoch – anders als in den Wissenschaften – in den Bereichen der individuellen Sozialisation und Bildung, vor allem aber auch im Verhältnis zwischen der kulturellen Prägung des Rezipienten und jener des Künstlers zu verorten. Darüber hinaus ist den Wissenschaften und Künsten auch das prinzipielle Ungenügen ihrer jeweiligen Erkenntnisvoraussetzungen gemeinsam: in beiden Fällen sind sie nicht hinreichend. Trotzdem gibt es wesentliche Unterschiede zwischen wissenschaftlichem und künstlerischem Tätigsein. Der Fokus wissenschaftlicher Arbeit liegt auf dem Beschreiben des durch forschungsspezifische Reduktion festgelegten „Gegenstandes“, dem eigentliches Erkennen folgen kann. Im Gegensatz dazu ist die Konzeption künstlerische Werke zwar nicht willkürlich – schon die Wahl des Mediums (von der literarischen und musikalischen Komposition über bildnerische und bildhauerische Darstellungen hin zum Schauspiel und zu den performativen Ausdrucksformen) ist im Allgemeinen nicht beliebig –, aber (anders als die Wissenschaften) auch nicht von einer *spezifischen* Reduktion des Seienden geleitet. Dadurch ist der Aussagegehalt von Kunstwerken nicht endlich, während durch die notwendige methodische Reduktion in den Wissenschaften jedes Modell und jedes Verstehen endlich sind.¹¹ Vor diesem Hintergrund wird klar, dass die notwendige innere Haltung, die vom bloßen wissenschaftlichen Verstehen zu eigentlicher Erkenntnis führen kann, in der Begegnung mit Kunstwerken Grundvoraussetzung ist. Ohne sie kann ein Kunstwerk in einer seiner eigentlichen Bedeutungen keine Entfaltung finden.

¹¹ Mit der *Endlichkeit eines Aussagegehalts* ist die prinzipielle Eingeschränktheit der Aussage bezüglich ihres Gehalts gemeint. Zum Beispiel kann der Gehalt von Aussagen dadurch eingeschränkt sein, dass der Interpretationsrahmen unmittelbar vorgegeben ist. Dies ist bei allen wissenschaftlichen Darstellungen der Fall, weil sie sich infolge des wissenschaftsspezifischen Reduzierens immer auf konkrete Modelle, Hypothesen bzw. Theorien beziehen. Die Interpretation von Kunstwerken ist zwar ebenfalls nicht willkürlich, im Allgemeinen beziehen sich ihre Aussagen aber nicht unmittelbar auf theoretische Konstruktionen. Darüber hinaus ist der Gehalt wissenschaftlicher Aussagen durch die Verwendung möglichst eindeutig definierter Begriffe oder Qualitäten (wie es beispielsweise physikalische Größen sind) begrenzt bzw. endlich. Kunstwerken hingegen liegt im Allgemeinen kein Streben nach auf Definitionen beruhender Eindeutigkeit zugrunde.

Auch wenn künstlerischen Kulturgütern mit ihrem umfassenden Darstellungspotential eine wichtige Aufgabe als kritische Instanz zukommt, kann deren Sinn nicht alleine auf derartige funktionelle Nützlichkeiten reduziert werden. Selbst ihrer wesentlichen Aussage nach kritischen Werken wohnt nicht einfach nur sachliche Kritik inne, sondern beispielsweise oft auch eine „vorsprachlich“ reflektierte Kontextualisierung, die nicht auf Kausalzusammenhänge projiziert werden kann. Neben diesem sehr spezifischen Widerstand gegenüber *Verzeitlichung* kann durch das Betrachten einer Skulptur oder eines Bildes, das Erleben eines Schauspiels oder einer Aufführung einer musikalischen Komposition der zeitliche Horizont des gewöhnlichen Lebensvollzugs unterbrochen werden. In der Auseinandersetzung mit Kunst zeigt sich damit eine bestimmte Form von Zeitlichkeit, die als *Werden eines Jetzt* charakterisiert werden kann. Dieses Jetzt kann von Funktionalitäten nicht eingenommen werden, weil es aus dem linear verstandenen Zeitverlauf heraus und in einen sich nicht mehr zeitlich begreifenden Seinsmoment hineinführt.¹² Darüber hinaus können selbst sich in der Zeit entfaltende Kunstformen, bspw. performative Darstellungen und die Interpretation musikalischer Werke, in derselben nicht verortet werden. Es handelt sich bei diesen Darstellungsformen ja auch nicht einfach um eine lineare Entfaltung in der Zeit, sondern ein komplexes Gefüge, in dem beispielsweise in einem Musikstück stets auf vorausgegangene Teile aufgebaut oder rückgegriffen wird, sei es in Form von Variationen eines wiederkehrenden Themas oder kontrastierenden Elementen und ähnlichem.¹³ Selbst Teilaussagen solcher Kunstwerke lassen sich daher nicht in einzelnen Klängen verorten. (Analoges gilt für einzelne Pinselstriche eines Bildes, Kerben einer Statue, Wörter eines Gedichts usw.)

Analog zur wissenschaftlich-forschenden Begegnung des Menschen mit der Welt ist es dessen Bedürfnis, existenziellen Erfahrungen und dem Seienden an sich künstlerisch Ausdruck zu verleihen – zur phänomenologischen Verdeutlichung, Klärung, Infragestellung oder Bewältigung, aber auch als Mittel zur Begegnung mit anderen Menschen und damit zur zumindest teilweisen Überwindung der individuellen Isolation. Außerdem steht der schöpferischen Aktivität die *Anteilnahme* jener gegenüber, die in der Rezeption von Kunstwerken sich selbst und ihrem Sein begegnen und Lebensraum finden können; diese innere Bewegung vermag oftmals eigentlichen Lebenssinn aufzuzeigen bzw. als Ahnung zu vermitteln.

¹² Zur konstitutionellen Abhängigkeit von Funktionalitäten von zeitlichen Zusammenhängen siehe die Ausführungen im Abschnitt *Sinnanspruch und Funktionalität wissenschaftlicher Forschung bzw. Arbeit*.

¹³ Als Beispiel sei das sogenannte *Durchimitieren* genannt, bei dem eine einmal gegebene kleine melodische Figur im weiteren Verlauf des Musikstücks auf anderer Tonlage, von anderen Instrumenten, in Dur oder Moll oder auch nur laut oder leise „durchimitiert“ wird.

Danksagung

Interessante Hinweise, hilfreiche Anmerkungen sowie Korrekturen verdanke ich Gerhardt Kapner, Ricarda Hanft, Elisabeth Katschnig-Fasch, Ursula Baatz, Gudrun Leitzenberger und Thomas Posch.